

mel durch die große Welt — c'est tout. Und immer noch dröhnen Haubitzen und Kanonen. Der Fähnrich, der Vaterland und Karriere hinter Anita stellt, will gehen und kann nicht, sie will ihn fortschicken und kann nicht. Eine Leidenschaft rast ab, scheinbar sinnlos und doch nach innerem Gesetze, bis sie alles Menschliche zerglüht hat. Und jetzt fliegen die Schatten des Zusammenbruchs und die Kohorten der Rebellion über Europa. Das Ende des Weltkrieges ist gekommen, Ende der unumschränkten Bürger-Herrschaft. Aber „die Achtzehnjährigen gaben endgültig das Fragen auf; weil man ja doch keiner Antwort glauben durfte. Das war ihre Stellung . . . Das war ihre Tragödie . . . Die einzige Rettung, sich zu verlieren“. Und Anita verliert sich gründlich. Erst wird sie noch — „Revolutionärin“. Sie hat die ungarische Polizei auf Arbeiter schießen gesehen. Entflammt will sie zum Kader der Aufständischen schreiten. Da fängt ihr Blick einen Burschen, der auf der Straße liegt, „wachs-gelb das Gesicht, der ganze Rock blutbeschmiert . . . und dieses Blut ist dick, schwärzlich, grün-schillernd“. Anita wird ohnmächtig. Nun will sie nach Hause, ein jammerndes Kind. Auch dieses Erlebnis verschwindet spurlos. Und so vollendet sich mählich das große Sich-Verlieren: „der Tanz ins Dunkel“. Erst eine lesbische Orgie mit Frau und Tochter eines österreichischen Offiziers. Hernach das Berlin der Nachkriegszeit: Spielklubs, Orgien, Sechstagerennen, Oswalds „Aufklärungsfilm“, Bekanntschaften mit mancherlei Frauen und Männern, die Ehen mit Nathusius, Droste, Henri, neue Gastspiele, neue Skandale. Ein Lebensschicksal rollt dem Ende zu. Im Orient — auf Gastspielfahrt — kommt der Zusammenbruch. In Berlin stirbt sie. Rummel der Presse. Selbst die Beerdigung wird ein Skandal. Henri, ihr Mann, erscheint betrunken, eine Geranie im Mund, die er kokett auf den Sarg legt. Das Alles erzählt Leo Lania in einem fliegenden Stakkato-Stil, aufregend und doch besinnlich, raffiniert, aber immer wahr. Und es gelingt ihm das Schwierige, den exaltierten Fall der Tänzerin Anita Berber auszuweiten zum typischen Lebensschicksal der weiblichen Nachkriegsgeneration. Es glückt ihm fast restlos, die Zeit aufzuskizzieren, ihr Gesicht und ihre Seele anzudeuten. Denn wichtiger als Anita ist ein verwirrtes, zerstörtes, lebensgieriges Jahrzehnt. Und das ist da, spürbar in jeder Zeile. Der Roman einer Tänzerin wird zum Bericht einer Zeit und dadurch — zum wertvollen Buche.

SCHLUSS-TRAKTAT FÜR FACHLEUTE:

Die Matadoren zeitgenössischer Dichtkunst werden vielleicht die Nase rümpfen: „Ein Roman, lächerlich, reine Journalisten-Arbeit.“ Langsam reiten, wertere Herren, auch die Gäule des Akademischen kosten Geld. Lantias biografischer Roman ist kein Roman und keine Biografie — im geläufigen Sinne. Denn als Biografie bringt das Buch zu wenig „Material“ und zuviel „Staffage“. Dem Romane aber fehlt die Plastik: Es ist eine flächige, keine komplexe Gestaltung. Die Figur der Berber ist klar belichtet, aber nur von dem einen Scheinwerfer ihres eigenen Empfindens. Alle anderen Figuren sind skizziert. Ein Kunstwerk ist der „Tanz ins Dunkel“ nicht, wohl aber — ein guter Reporter-Roman mit künstlerischen Schlaglichtern. Zola und die amerikanischen Reportage-Romanciers haben Pate gestanden. Lania hat sie noch nicht erreicht, wohl aber den entscheidenden Schritt auf ihren Weg getan.

Und da wir sogeatete Literatur nur als Import-Artikel kennen, ist „Der Tanz ins Dunkel“ noch besonders zu begrüßen: als erster gelungener Versuch auf neuem Gebiete, das auch bei uns Zukunft haben dürfte.

GERHART POHL